

DAS NEUNTE KAPITEL

erzählt, wie neue Ereignisse das Leben des Autors bestimmen. Die Eltern werden alt und krank. Heidi beginnt ernsthaft zu schreiben. Seine Vorlieben: Chinesisches Schattenboxen, Montaigne und das Alte Testament. Werden am LHC schwarze Löcher produziert? Der Autor führt Selbstgespräche beim Spazieren auf dem Philosophenweg.

Genf, März 2000, es war ein schöner blauer Tag, wie man ihn sich nur träumen mag. Ich fuhr im Auto ins Büro. Links auf der Wiese rannten drei Hunde um die Wette. Die Wiese war groß und weit, die Straße am Morgen leer. Plötzlich brach ein großer schwarzer Schäferhund aus der Meute und überquerte die Fahrbahn. Er kam direkt auf das Auto zugelaufen. Der Tacho zeigte ungefähr neunzig, ausweichen war zwecklos. Ich bremste, hörte einen Schlag auf der vorderen linken Seite, der Wagen hielt eisern die Spur, er kam zum Halten. Warnblinker an! Ich hatte den Hund überfahren. Ich musste ihn an den Rand der Straße schieben und konnte nur zuschauen, wie er starb. Ich hatte Angst und war traurig. Bei der Gendarmerie kannte keiner seinen Besitzer. Zuhause habe ich das Auto nicht vollständig ausbessern lassen, weil es mir zu teuer war. Eine kleine Naht erinnerte an den Unfall, solange wir das

Auto hatten. Ich betrachtete sie als Zeichen des Unvorhersehbaren.

Heidi und ich hatten in letzter Zeit viel über Tiere und ihre Rechte gesprochen. Dadurch hatte sich mein Verhältnis zu Tieren geändert. Aufgewachsen in der Großstadt begegnete ich Hunden und Pferden immer ängstlich, ich verhielt mich so, dass sie mir nichts antun konnten. Durch das Reiten hatte ich mehr Vertrauen zu Pferden bekommen, aber von Hunden hielt ich mich immer noch fern. Was wäre, wenn Computer die jeweilige Sprache der Tiere in menschliche Sprache übersetzen könnten? Menschen und Tiere wären wieder wie im Paradies vereint, wo alle Lebewesen miteinander sprachen.

Das Jahr 2000

Als wir am Jahresende 1999/2000 in den Jura fuhren, hatte das elektronische Reisebarometer Regen angezeigt. Mit Blitzen und durch dauerndes Piepsen warnte es uns vor einem herannahenden Sturm. In der Tat setzte leichter Regen ein, als wir ankamen. Der Sturm Lothar bereitete seinen Auftritt vor. Die verschiedenen Instrumente seines Orchesters fingen an zu spielen. Der Wind nahm langsam Geschwindigkeit auf und piff durch die Ritzen der Fenster. Es stürmte. Die Tannen bogen sich leicht. An der einen Seite des Zimmers brauste es richtig. Der Regen wurde stärker und trommelte gegen die Scheiben, bis die Tropfen langsam in Graupel übergingen. Dann posaunte ein gewaltiger Orkan los. Die Autos hoben sich 10 cm über den Parkplatz und fielen wieder zurück auf die vier Räder. Die Tannen neigten sich tiefer. Gott sei Dank, fielen sie nicht um. Die Temperatur sank abrupt. Es schneite dicke Flocken. Bald ächzten die Bäume unter dem vielen Schnee, den Lothar brachte. Überall brachen ihre Zweige ab.

Am nächsten Morgen sahen wir, dass viele Bäume wegen der Schneelast zu Bruch gegangen waren. Elektrizitätsleitungen waren beschädigt, und es gab keinen Strom mehr. Für das Jahr 2000 (Y2K) war vorhergesagt worden, dass alle Computer versagen werden, weil die Rechner angeblich nicht das Datum umstellen könnten. Stattdessen ist die Naturkatastrophe »Lothar« eingetroffen. Unser Abendessen fand bei Kerzenschein statt. Danach saßen wir am Kamin und unterhielten uns, da Licht zum Lesen fehlte. Die Temperatur im Schlafzimmer sank auf nahe 10°C. Der Wirt schaffte einen Dieselgenerator heran, um die Lebensmittel zu kühlen. So vergingen drei Tage. Als dann der Strom wieder zurück war, feierten wir ein tolles Silvester mit unseren Schweizer Freunden. Wir führten ein selbstgeschriebenes Theaterstück »Wilhelm Tell in Chaux d'Abel« auf, in dem wir die Aufregungen der letzten Tage verulkten.

Die Eltern

Im Sommer erkrankte mein Vater. Eine Arteriosklerose im rechten Bein wurde zu spät erkannt. Das Bein musste amputiert werden. Wegen einer Embolie kam er auf die Intensivstation. Halb genesen zu Hause, brauchte mein Vater intensive Pflege. Meine Mutter war überfordert. Seine wechselnden Launen und zeitweisen Aggressionen stellten ihre Liebe auf eine harte Probe. Er wollte wieder mobil werden und übte hart mit der Prothese. Noch wichtiger als körperlich beweglich zu sein, war es für ihn aus der Wohnung zu kommen. Deshalb ließ er seine Stuttgarter Limousine an die Behinderung anpassen. Wegen des automatischen Getriebes reichten zwei Pedale. Das Gaspedal kam auf die linke Seite, wo das gute Bein agierte. Rechts daneben das Bremspedal. Wir waren froh, dass er sich

so gut mit seinem Schicksal abfand und das Beste daraus machte. Meine Mutter schwitzte Blut bei jeder Autofahrt mit meinem Vater. Wieder »mobil« stabilisierte sich Vaters Zustand. Wir vergaßen ganz meine Mutter, die klagte, er sei nicht mehr der Alte. Er habe seine Liebenswürdigkeit verloren.

Ein Jahr später passierte es: Beim Ausfahren aus der Garage verwechselte mein Vater mit dem guten linken Bein das Gas- und das Bremspedal. Meine Mutter stand neben der Ausfahrt. Das beschleunigte Fahrzeug berührte sie mit dem Außenspiegel und warf sie zu Boden. Der Wagen knallte auf der anderen Seite gegen eine Hauswand. Totalschaden. Mein Vater war unverletzt, meine Mutter wurde zur Untersuchung ins Krankenhaus gebracht, weil sie Schmerzen im Unterleib hatte. Nach einem Tag wurde sie wieder entlassen. Zwei weitere Tage später brach sie zuhause zusammen und starb an inneren Blutungen. Die Obduktion diagnostizierte als Ursache ein großes aufgeplatztes Magengeschwür.

Ich sah ihr fast 79-jähriges Leben an mir vorüberziehen. Ich sah, wie die Sorge immer mehr den Strom der Liebe überschattete, der von ihr ausging, als ob mit den schwindenden Leibeskräften Furcht und Angst ihre Seele in Besitz genommen hätten. Mein Vater ließ sie oft seinen Zorn auf die Krankheit spüren. Sie beklagte sich darüber, zweifelte an dem Sinn ihrer Liebe. Vor unserer Abreise in die Türkei hatte sie die Angst umgetrieben, dass aus der Katastrophe des 9/11 in New York ein Weltbrand entstehen würde, der uns dort einholen könnte.

Ich hatte lange überlegt, mit welchem Spruch wir uns von ihr verabschiedeten. Paulus schreibt an die Korinther (3,5): »Es ist ein Schatz verborgen in zerbrechlichen Krügen, welcher zu Tage kommt in manchen Tagen, deswegen zweifeln wir, sind aber nicht verzweifelt, sind niedergeschlagen, liegen aber nicht darnieder.« Später spricht er vom Zelt, welches abgebrochen wird, für eine Wohnstatt in Gott. Dieser Spruch tröstete mich,

reichte aber nicht aus, ihr Leben voller Liebe und Hingabe zu beschreiben. Es war ein Schatz in ihr verborgen.

Mein Vater überstand den Tod meiner Mutter gefasst. Er bestand darauf, allein in der Wohnung zu bleiben. Eines Abends kehrte er vom Besuch bei einem Freund zurück, es war dunkel im Gang, er suchte nach dem Lichtschalter und stürzte so schwer, dass er ins Krankenhaus musste. Als er zurückkam, war seine Energie aufgebraucht. Er hatte sich bemüht, sein Leben selbst zu organisieren und zu Hause zu wohnen, aber nun musste ich eine Lösung finden, die es ihm erlaubte sicher und geschützt zu leben. Wir fanden ein Apartment in einem Seniorenheim. Er war noch krank, als er einzog. Durch die Pflege aber gewann er das normale Leben zurück. Er benutzte einen Rollstuhl. Wenn wir ihn besuchten, verstaute wir den Rollstuhl im Auto. Mit Mühe fädelt er zuerst das gute Bein und dann die Prothese in den niederen Vordersitz. Das sonntägliche Mittagessen in einem Lokal mit traditioneller bürgerlicher Küche wurde zu einem Ritual. Er wurde in den Heimbeirat gewählt und tippte sogar selbst die Protokolle der Sitzungen am Computer. Nach einem Jahr sprach das Landgericht meinen Vater von der Schuld am Tod meiner Mutter frei. Das erleichterte sein Gewissen, trotzdem sprach er nur noch ganz selten von ihr. Wir waren froh, dass er im Seniorenheim neue Freunde gefunden hatte.

Ich bemerkte auf den zweimonatlichen Fahrten zu ihm, wie die Stadt meiner Kindheit und Jugend sich verändert hatte. In das Viertel, in dem ich aufgewachsen war, waren viele Türken eingezogen. Ich behielt eine kleine Wohnung im Haus meiner Eltern. Gegenüber lag jetzt eine Döner Gaststätte. Andere neue kleine Geschäfte hatten sich angesiedelt, die Internet Telefonie, Billigkleidung oder Reisen anboten. Große Supermärkte hatten ein reichhaltiges Sortiment mit türkischen Tee, Pekmek, Fladenbrot und Ayran. Ich genoss die Nähe zu den Cafés, Mu-

seen und dem Theater im Stadtzentrum. Die zwei Zimmerwohnung war winzig. Doch da waren noch die alten Bücher, die ich nicht mit umgezogen hatte, und ein Schrank mit den Alben, in denen die alten Fotos aufbewahrt wurden.

Wenn ich die Fahrt allein machte, plante ich unterwegs eine kleine Rast ein. Irgendwo auf der Strecke machte ich Halt und streunte durch ein Dorf, das sich touristisch herausgeputzt hatte; aus dem Hohenloher Land zwischen dem südlichen Osten und Westen stammten meine Großmutter väterlicherseits und ein Großcousin. Er hatte in Heidelberg studiert und war oft zu Gast bei uns. Seine Familie mit den Kindern war die einzige jüngere Verwandtschaft, die wir pflegten. Aus Sehnsucht nach einer kleinen, überschaubaren Welt verweilte ich gern auf einem alten Dorfplatz. Kirchberg zum Beispiel bot eine schöne Aussicht auf das Flusstal der Jagst. In den späteren Jahren habe ich dann nur noch Station auf einer Autobahnraststätte gemacht. Ich trank meinen grünen Tee aus der blauen Alufflasche und aß ein Brot. Mein Vater lebte noch weitere zehn Jahre nach seinem Einzug in das Seniorenheim. Am Schluss hatte auch der größere Kombi nicht mehr gereicht, ihn zu unseren Sonntagsessen zu fahren. Wir mussten Vater samt Rollstuhl in einen Kleintransporter schieben. Dort thronte er, fest verankert und doch mobil. So genoss er die Fahrt durch die Stadt.

Das Schicksal, die Eltern zu verlieren, aktivierte meine Kräfte des Widerstands, aber auch der Duldung. Beide waren notwendig, um damit fertig zu werden und daraus Neues zu gestalten. Krankheit und der Tod der Eltern hatten sich mit ihrem Älterwerden angekündigt. Sie mahnten, das endgültige Ende des Kindseins an. Als ich vom Tod meiner Mutter erfuhr, ging ich mit dem Telefonhörer zu Boden und saß dort erst mal einige Zeit mit Tränen in den Augen. Am Boden zu knien, war ein verzweifelter Versuch Kontakt zur Erde zu finden. Das Gefühl, jetzt für meinen Vater sorgen zu müssen, kam erst später. Die

Verantwortung erwuchs von selbst aus der Verkettung unsrer Lebensgeschichten über viele Jahrzehnte hinweg.

Heidi wird Schriftstellerin

Heidi machte mich darauf aufmerksam, dass ich mich verändert hätte. Sie meinte, erst nach dem Tod meiner Mutter sei ich selbständig geworden. Sie selbst hatte eine harte Zeit hinter sich. Ihre Arbeit »Parlamentarierinnen in Deutschland 1918/19–1949« wurde als schriftliche Habilitationsleistung angenommen und 2002 veröffentlicht. Die Fakultät jedoch wies ihren mündlichen Vortrag zurück. Sie hat danach halbtags an der Max-Weber-Edition gearbeitet. Die nette Zusammenarbeit mit einer Kollegin hatte sie motiviert, dabei zu bleiben. Die Arbeit brachte sie auf den Gedanken Geschichten zu schreiben. Eine davon mit dem Titel »Coffee to go« handelt von ihrer Arbeit in dem kleinen Nebenhaus des psychologischen Instituts.

»Es hat uns nichts ausgemacht, wirklich nicht. Jahrelang musste ich zu meinem Büro erst einmal durch das Arbeitszimmer meiner Kollegin gehen. Es gab keinen separaten Eingang. Das schwere Portal war meistens schon aufgeschlossen, wenn ich morgens das pavillonartige Gebäude betrat.«

Und dann passieren merkwürdige Dinge, ein Riss in der Wand, das Zucken des Zeigefingers, der über die Druckfahnen geht, Gespräche mit der Putzfrau und dem Kollegen, der den Kaffee bringt. Eine andere Geschichte »Das Chippendale« erzählt von meinem Vater, der im Heim vereinsamte und Halluzinationen sah.

»Auf dem Balkon tanzt das Mädchen, der Opa sieht es. Das Mädchen schaut zu ihm her. Der Balkon ist klein, aber sie tanzt.«

In Wirklichkeit war das tanzende Mädchen ein länglicher farbiger Papierdrachen, der im Wind flatterte. Mir gefielen Heidis Geschichten so gut, dass ich einen Verleger suchte, der sie als Buch herausbrachte. Heidis neues Leben als Schriftstellerin machte ihr Spaß. Sie war talentiert und hat jetzt schon sechs Bücher veröffentlicht.

Bei einer Routine Untersuchung waren an Heidis linker Brust Auffälligkeiten entdeckt worden. Die Biopsie bestätigte den Verdacht. Der behandelnde Arzt riet zu einer adjuvanten Chemotherapie. Vor der Operation wurde das Tumorgewebe chemisch bekämpft, um eine mögliche Metastasierung einzuschränken. Alle zwei Wochen fuhr ich Heidi in die Praxis, wo sie auf einem dickgepolsterten Liegestuhl eine dreistündige Infusion erhielt. Die Gynäkologin hatte Heidi zur Behandlung nach Mannheim empfohlen, das wir bei Regen, Schnee und Eis – morgens und spät abends ansteuerten. Die Autobahn zog schnurgerade das Auto voran, es fuhr fast wie von selbst. Wir wechselten nur wenige Worte auf diesen Fahrten. Manchmal erzählte Heidi von einer der Patientinnen, die sie in der Praxis getroffen hatte. Heidi verlor die Haare, fühlte sich zum Erbrechen schlecht, aber sie ertrug tapfer die Nebenwirkungen. Eine lange Behandlung und mehrere Operationen führten zur ersehnten Heilung, die alle Kontrollen bestätigten.

Die vielen An- und Abfahrten gaben uns viel Zeit zum Nachdenken. Der Verlauf der Krankheit schien zu einem großen Teil unbestimmt. Der behandelnde Arzt zitierte viele Studien zu den einzelnen Therapien. Er gab uns die Wahrscheinlichkeiten für Erfolg und Heilung. Diesem dumpfen Gefühl der Unsicherheit versuchte ich zu begegnen, indem ich mich an einem neuen Forschungsprojekt beteiligte. Ein Philosoph hatte als Thema »Vagheit« auserkoren, ich schlug vor das Thema in »Unbestimmtheit« umzuformulieren. Ein Historiker kam dazu. Jeder von uns hatte ganz verschiedene Gründe, dar-

über nachzudenken. Wenn wir drei Kollegen miteinander redeten, schimmerte zwar das eine oder andere Motiv durch, warum wir das Projekt machten. Es war aber nicht klar, ob uns Neugierde, Freude an der Forschung oder Geltungssucht mehr motivierten? Eine Mischung von Allem?

Beim Aufschreiben meiner Gedanken zum Thema »Das Unbestimmte und das Bestimmte«, verlor ich etwas von meiner Angst. Wie viele Wissenschaftler hatte ich mir antrainiert, Gefühle und Gedanken zu trennen. Ich versuchte Gleichgewicht zwischen meinen Gefühlen und Gedanken herzustellen. Meine Gefühlsenergien sind manchmal an Gegenstände und Prozesse gefesselt, so dass ich sie nicht an meine Mitmenschen weitergeben kann. Psychologen sprechen von Ketten, die unsere Emotionen an Objekte binden. Waren meine Gefühle nach Heidis Krankheit weniger an Gegenstände gebunden? Strömten sie danach freier aus Dankbarkeit? Manchmal glaubte ich, dass Heidi sie mir beglückend zurückschickte.

Vorlieben

In den achtziger Jahren machte ich meinen ersten Kurs im chinesischen Schattenboxen. Ich hatte schon in meiner Jugend mit Yoga experimentiert, das meinen Körper angenehm beruhigte. Aber als junger Erwachsener wollte ich nicht still und passiv sein. Am chinesischen Tai-Chi gefiel mir, dass es Bewegung und Ruhe vereinte. Von den zwei Wissenschaftlern aus China, die wir damals zu Besuch hatten, beherrschte Chiang die Tai-Chi-Form, die ich bei ihm kennenlernte. Wenn ich mit ihm Go spielte und haushoch verlor, erzählte er mir aus seinem Leben und von der Kulturrevolution, während der er fünf Jahre lang seinen Beruf nicht ausüben konnte. Er musste auf dem Land arbeiten, wo er sich von Schlangen ernährte. Trotz-

dem fiel es ihm schwer, sich die Zukunft Chinas ohne Mao vorzustellen. Chiang strahlte soziales Engagement und die tiefe Ruhe aus, die ich auch wollte. Ein paar Jahre später besuchten wir Chiang in Beijing, wo er zum Vizedirektor des Instituts aufgestiegen war. Er sollte das Institut neu ordnen und aus den Mitarbeitern risikobereite aktive Forscher machen. Ich spürte, wie er die Kälte des neuen Plans beargwöhnte, der in das Leben der Physiker hart eingriff. Der Vorteil des traditionellen chinesischen Modells war nach seiner Ansicht, dass es den Einzelnen immer in Harmonie mit seiner Gruppe sah. Handelte er jetzt gegen seine eigene Meinung?

Am Anfang jeder Tai-Chi-Übung tasten die Füße den Boden ab. Dann folgt ein Schritt nach links, ich hebe beide Hände leicht an, um bei mir zu sein, schiebe sie nach vorn, deute auf etwas hin, ziehe sie zurück, um sie wieder sinken zu lassen. Die Hände sind in die Ausgangsposition, dann dreht sich der Körper um 90 ° und die rechte Hand sondiert diese neue Richtung im Raum. Die linke Hand ruht über dem Bauch, der das Zentrum im Dan Tian zwischen Nabel und Schambein darstellt. Das Ziel ist die Energie frei strömen zu lassen. Dann kann sie sich in besonderen Zentren sammeln.

Mein erster Tai-Chi-Lehrer hieß Georg. Er war ein junger Mann, dessen Ehrlichkeit überzeugte. Er zelebrierte die Übungen. Ich spürte seine innere Sammlung in jeder einzelnen Figur. Einmal nach unserem Treffen eröffnete er, dass er am Ende des Jahres nach Südfrankreich in ein Kloster ginge, um buddhistischer Mönch zu werden. Er freute sich auf sein neues Leben, und wir fanden, dass er sich richtig entschieden hatte. Ich habe noch einige andere Kurse besucht, in Genf, in Boston und in Heidelberg, aber nie mehr fand ich jemand, der sich so leicht und fest auf das Wesentliche konzentrierte. Joseph

Needham hat in seiner Geschichte über die Wissenschaft und Kultur Chinas hervorgehoben, dass die Taoistische Philosophie eine wichtige Quelle der chinesischen Wissenschaft darstellte. Wissenschaft und Magie vermischten sich im Taoismus, der durch die ruhige Beobachtung der Natur experimentelle Untersuchungen vorbereitete. Er erzählt oft rätselhafte Geschichten, wie diese:

»Ein Tierpfleger musste die Affen versorgen. Er versprach ihnen drei Nüsse am Morgen und vier Nüsse am Abend. Dieses Angebot mochten die Affen nicht und beschwerten sich. Daraufhin lenkte der Pfleger ein und gab ihnen vier Nüsse am Morgen und drei Nüsse am Abend. Dies machte die Affen glücklich.«

Bücher können die östliche Weisheit nur schlecht vermitteln. Stetige Praxis hilft, sich mit ihr vertraut zu machen. Die Übungen zu Tai-Chi und QiGong machen Freude. Mein Interesse an der Philosophie Chinas und Japans fand an der Sprachbarriere und der Schwierigkeit, gut übersetzte Quellen zu finden ihre Grenze.

Sonntag ist frei. Der Computer bleibt abgeschaltet. Elektronische Post wird nicht beantwortet. An Sonntagen habe ich die Ruhe und Muse, mehrbändige Romane oder Klassiker der Weltliteratur zu lesen. Ich nehme mir dicke Wälzer vor. Diese Bücher würde ich während der Woche nie schaffen. Die Ablenkung wäre zu groß. Das einsame Lesen dieser Bücher schafft ein intimes Verhältnis, welches ich normalerweise nicht mit anderen teile. Ich begann vor ein paar Jahren mit Montaignes »Essais«, die mir Heidi in einer Sonderausgabe geschenkt hatte. Das Buch liegt jetzt wieder auf meinen Knien und ich frage mich: Warum hat es mich so gefesselt? Montaigne warnt in der Einleitung den Leser: »Auf deinem Nutzen war mein Sinn hierbei ebenso wenig gerichtet, wie auf meinen Ruhm – für beides reichen meine Kräfte nicht aus.« So geschrieben am 1. März

1580. Er verspricht, in großer Offenheit sich und sein tägliches Leben zu schildern.

Wir besuchten im Urlaub sein kleines Schloss und besichtigten den Turm, an dessen Wänden die Bücher standen, die sein Schreiben inspirierten. Der Landedelmann Montaigne lebte bescheiden. Seine Liebe zu den Menschen und Büchern hat mir während dieses langen Leseabenteuers viel Freude gemacht. Er hält sich mit seiner eigenen Meinung nie zurück und schildert seine eigene Praxis ungeschönt. Meist beginnt er mit einer paradoxen Feststellung, deren widersprüchliche Seiten er dann an Beispielen erläutert. Die meisten Aufsätze enden ohne eine Maxime oder Zusammenfassung. Eher bekennt der Autor eine persönliche Eigenschaft:

»Nun sehe ich, dass der Geist vom Müßiggang verwirrt zum ruhelosen Irrlicht wird, so dass ich mich nicht finde, wo ich mich suche.«

Ich glaube, es ist diese Mischung aus objektiver Überlieferung und persönlichem Bekenntnis, die mich beeindruckt hat. Die Sonntagslektüre verändert die folgenden Werkstage. Kleine Ereignisse erscheinen in neuem Gewand und von längerer Dauer. Ich bin aufmerksamer am Sonntag. Unter der Woche lese ich verschiedene Bücher nebeneinander. Zum Sonntag passt dann auch die Lektüre des Alten Testaments, die ich mir vorgenommen hatte. Außer frühkindlichen Erinnerungen an Katechismus Stunden über Genesis und Sintflut, hatte ich nur einen vagen Eindruck vom jüdischen Erbe, das im Alten Testament steht. Heidi hatte über ihre theologisch-feministischen Kontakte »Die Bibel in gerechter Sprache« gelesen, in der der ursprünglich hebräische und griechische Text erläutert wird. Ich bin kein Spezialist, aber mir gefiel die editorische Arbeit. Das Buch las sich spannend. Ich brauchte ein Jahr oder länger, um mich durch die 1800 Seiten zu kämpfen. Die Geschichte hatte Längen, aber die Höhepunkte waren packend, dass ich

mich ihrer Kraft nicht entziehen konnte. Die Tora, die Weisung, hat Jahrtausende dem Volk Israel, und der Welt Orientierung gegeben. Am Ende des Buchs erscheint eine gläubige Weltgemeinde als natürliche Verallgemeinerung des auserwählten Volkes der Juden. Dies ist meine simple Interpretation.

Ein ebenso schwieriges Unterfangen war es, Dantes »Göttliche Komödie« zu lesen. Die Italienischlehrerin hat uns Teilnehmern empfohlen, das Inferno zu lesen, damit wir uns auf das vorbereiten, was uns erwartet. »Nel mezzo del cammin di nostra vita, mi ritrovai per una selva oscura, ché la diritta via era smarrita«. Auf dem Lebensweg finde ich mich in einem dunklen Wald, der den direkten Weiterweg versperrt. Ich habe daraufhin das lange nicht beachtete Buch aus dem Regal geholt. Dantes Bilder begeistern. Seine Phantasie ist grenzenlos. Die tausend Figuren des Buchs beziehen sich auf historische Ereignisse, denen ich trotz des Kommentars nicht folgen konnte. Der Erzähler ließ mich staunen: Hagelkörner, Schnee und das schmutzige Wasser der Finsternis weichen die Erde auf, bis sie davon stinkt. Qualen und Strafen häufen sich auf die Sünder. Die Sterne sinken darnieder, bis am Ende das Gute, unseres Willens Ziel, sich mit dem Licht trifft.

Wie in eine Parfümwolke gehüllt liest sich dagegen die »Suche nach der verlorenen Zeit« von Marcel Proust. Einzelne Handlungsabschnitte kann man unabhängig voneinander in Abständen von einer Woche lesen. Wenn ich die Verwandtschaftsverhältnisse der Figuren nicht mehr verstand, las ich eine Synopsis, die die verschiedenen Bücher zusammenfasste. Die historische Distanz zu Proust war nicht so groß, aber die Charaktere waren schwer zu rekonstruieren. Sie waren wie Abhängige einem Leben ausgeliefert, das quasi ohne sie seinen Gang ging.

Schwarze Löcher am LHC?

2008 bin ich wieder in Genf. Die Parkplätze vor dem Empfang am CERN sind für den normalen Verkehr gesperrt. Die Fahrt nach Meyrin wegen Umbau blockiert. Nach dem Check-In im Gästehaus, melde ich mich in der Theorie Gruppe an und bekomme einen Gästerausweis, der mir erlaubt, das Labor zu betreten und zu verlassen und meinen Computer zu registrieren. Ein halber Mond beleuchtet den Mont Blanc. Morgen Nachmittag findet ein Seminar der D0-Gruppe vom Tevatron/USA statt, die eine untere Massengrenze für das Higgs-Teilchen angibt. In der Theoriegruppe ist alles wie immer. Ich habe meinem Studenten einen Arbeitsplatz gegenüber einer netten Studentin besorgt und an einer ersten Diskussion über schwarze Löcher teilgenommen. Es gibt wirkliche schwarze Löcher in der Gravitation, die das Endstadium von massenreichen Supernovae ausmachen, wenn sie kollabieren. Daneben spielen die Theoretiker mit mini-schwarzen-Löchern, die vielleicht in LHC-Kollisionen erzeugt werden, wenn es extra Dimensionen gäbe. Die Physik würde sich dann nicht in einer vierdimensionalen Raum-Zeit sondern in $4 + n$ Dimensionen entwickeln, wobei die extra n -Freiheitsgrade bei den bisherigen Energien unsichtbar geblieben sind. Kläger wollten den Betrieb des LHCs mit dem Argument stoppen, dass es möglich sei, dass diese kleinen schwarzen Löcher am CERN erzeugt würden und die umgebende normale Materie auffressen könnten. Die Theoretiker behaupteten dagegen, dass sie ganz schnell wieder zerfielen, wenn sie überhaupt produziert würden. Die Konferenz, an der ich teilnehme, widmet sich der Theorie der schwarzen Löcher in einem speziellen dualen Modell, das AdS/CFT genannt wird. Auf der einen Seite der Dualität existiert eine konforme Feldtheorie (Conformal Field Theory), die der Quantenchromodynamik ähnlich ist, und

auf der anderen Seite die Gravitation im Anti-de Sitter Raum (AdS). Die Stringtheorie vereinigt diese ganz diversen Disziplinen. Vereinheitlichung war schon immer eine starke Motivation in der Physik. Am Abend ist es jetzt stockdunkel vor meinem Büro trotz Halbmond.

Heute, am 10. September um neun Uhr dreißig ist das Amphitheater überfüllt. Alle klatschen, als auf der großen Leinwand projiziert wird, wie der Protonstrahl aus dem SPS-Vorbeschleuniger in das LHC-Tunnel eingefädelt wird. Der 27 km lange LHC Tunnel ist mit -271°C einer der kältesten Orte des Weltalls, kalt genug, damit die Magneten supraleitend werden und die Protonen auf ihrer Bahn halten können. Eine Postkarte mit dem LHC wirbt für die »Weltmaschine«, welche durch die kleinsten Teilchen die größten Rätsel des Universums lösen kann. Beim Urknall des Universums wurden Teilchen produziert, die in unserer heutigen Welt keine Rolle mehr spielen, weil sie zu schwer sind und nur kurze Zeit leben, bevor sie in andere Teilchen zerfallen. Diese schweren Teilchen können mit dem Hochenergiebeschleuniger hergestellt werden. Auf meinem Tisch im CERN Hotel liegen zwei Bücher: »Die großen Physiker« von Carl Friedrich Weizsäcker und »The Trouble with Physics« von Lee Smolin. Beide unterstützen leidenschaftlich die Suche nach einer einheitlichen Physik. Carl Friedrich war 1960 überzeugt, dass diese Einheit in nächster Zeit verwirklicht wird. Er hat philosophische Gründe dafür vorgebracht. Wahrscheinlich stand er unter dem Eindruck von Heisenberg, der kurze Zeit vorher eine vereinheitlichte Feldtheorie propagierte, die sich dann aber als Irrtum herausstellte. Seither haben die Physiker mit dem Standardmodell eine weitgehende Vereinigung der schwachen, elektromagnetischen und starken Wechselwirkung erreicht. Die Eröffnung des LHC wird dieses Modell auf die letzte Probe stellen. Gibt es das massenerzeugende Higgs-Feld wirklich und ist es durch seine Fluktuationen als

Higgs-Teilchen nachweisbar? Die Gravitation steht dann immer noch isoliert da.

Unglücklicherweise platzte neun Tage nach der Einweihung des LHC die Schweißnaht einer supraleitenden Verbindung und zerstörte einen Heliumtank des Kühlsystems. Diese Explosion verschob Magneten im Beschleuniger, dessen Reparatur bis 2009 dauerte. Im Jahr 2012 wurde die Entdeckung des Higgs-Teilchens an Hand der in drei Jahren gesammelten Daten verkündet.

Träumerei am Philosophenweg

Auf einem leicht ansteigenden Weg, den immer gleichen Weg, der auf den Heiligenberg im Neckartal hinaufführt, führe ich Selbstgespräche. Die Ereignisse der vergangenen Tage vermischen sich mit meinen Gedanken, die kommen und gehen. Der Weg heißt Philosophenweg, und ich bin ihn täglich zu meiner Arbeit gegangen. Der Name soll bezeugen, dass Professoren und Philosophen hier spazieren gegangen sind, um neue Intuitionen von der herrlichen Aussicht auf die Stadt zu bekommen. Am Aufgang schließen neue Häuser die letzten Lücken, Baulärm begleitet die ersten hundert Meter. Ich komme am Institut vorbei. Doch heute ist kein Arbeitstag, ich steige weiter, passiere den Eichendorff Garten. Links blinkt der kanariengelbe Kiosk, der Eis am Stiel verkauft, zu kalt für die herbstliche Jahreszeit. Ich gehe geradeaus, umrunde auf einem Seitenweg die große Eiche, einen Spielplatz, unter dessen Dach ich nie Kinder gesehen habe. Daneben schon, auf dem Netz aus Seilen. Verborgen immer mit frischen Blumen geschmückt ein Bildstock, Maria mit dem Jesuskind. Die Gärten werden schöner. Exotischer Bambus und eine Palme fordern viel Sonne am südlichen Hang. Die Augen des Spaziergängers finden die

alte Brücke und den Fluss. Eine silberne Hand wirbt: »Weiterhin radioaktiv in Biblis, ganz billig und so nah«. Der Merianblick, eine Kopie des Kupferstichs von Merian aus dem Jahre 1620, zeigt die Stadt vor ihrer Zerstörung. Auf den Bänken sitzen Touristen und blicken auf das gegenüberliegende Schloss. Dort wird ewig gebaut, restauriert, die zertrümmerten Türme werden wieder hochgezogen, die eingefallenen Wände neu gemörtelt, damit das alte romantische Bild stimmt. Der Spaziergänger, der hier zu Hause ist, sieht das alles. Er freut sich bald allein den Wald zu betreten. Im Hölderlin Garten auf der Steinstele steht das Gedicht:

Lange lieb' ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,
Mutter nennen, und dir schenken ein kunstlos' Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
Ländlich schönste, so viel ich sah.

Die meisten Touristen sind da schon umgekehrt. Ich gehe weiter, pass auf und vermeide die Pfützen. Gestern hat es geregnet, der Kies auf dem Sandboden ist nass. Nach einer Lichtung zieht es mich in eine Schlucht. Hinter einer Biegung des Weges, taucht wieder in der Ferne das Schloss auf. Wein wird hier angebaut, gleich neben dem Weg. Der Neckar staut sich unten am Wehr mit der Schleuse.

Jetzt verschwimmen die romantischen Gedanken, vermischen diesen Gang mit anderen Wegen. Luft, Mut und Kraft schöpfen. An anderen Flüssen. Nur ins Freie schauen. Auf Bäume, Wiesen, Berge oder das Meer. Vom Rhein und Neckar zieht es mich aufwärts in die Höhe, in den Wald. Hohlwege führen auf mäßig hohe Hügelketten mit vielen Wiesen und lößhaltigem Ackerland. Der Blick findet kein Ende in der Ferne.

Den weitesten Horizont bietet das Meer. Räumlich so weit, dass ich mir es gar nicht vorstellen kann. In Wellen kommt

die Sehnsucht, dort zu sein. Wie habe ich die Spaziergänge am Meer vermisst, als ich in Heidelberg ankam. Das sanfte Tuscheln des Wassers am Sound und die donnernden Wellenberge am Atlantik. Die stille Ostsee mit der kleinen Meerjungfrau. Dank sei den Reisen ans Meer, auf denen ich aufatmete von der Enge des Tals. Fahrradfahren am Strand. In den Dünen herumsteigen, sich hinsetzen und den Wellen zuschauen. Die kargen Pflanzen aus der Nähe untersuchen. Da und dort bizarres Treibgut finden, den langen Weg entlang des Kanals zu den Docks gehen. Erinnerungen, wie altes Holz verblichen ans Ufer geschwemmt. Die langen Sommer am Atlantik, wo die Sonne so heiß brennt, dass der Wind nicht ausreicht, den Körper zu kühlen. Zeit das Denken sein zu lassen. Meer und Wolken übernehmen. Nur nichts tun. Nichts tun gegen die Natur.

Vielleicht war ich immer ein heimlicher Träumer, der die Spielregeln der Wirklichkeit lernte, nur um sie dann wieder zu verwerfen. Ich bin dankbar, dass ich ein paar meiner Wünsche verwirklichen konnte. Welchen anderen Sinn hätte es sonst gehabt, die Erinnerungen meines Lebens aufzuschreiben.